

## Günther Tschanun: Der verklärte Mörder

Als Chef der Zürcher Baupolizei richtete er 1986 vier seiner Mitarbeiter mit Kopfschüssen hin. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis im Jahr 2000 verschwand er spurlos. Neue Dokumente zeigen, wie er nach verbüsster Haft lebte – und wie er gestorben ist



Michèle Binswanger

Es war ein banaler Tod. Am Abend des 25. Februar 2015 fuhr einer der bekanntesten Verbrecher der Schweiz mit einem silbernen Herrenfahrrad auf dem Dammweg entlang der Maggia Richtung Losone. Die Gegend gehört zu den beliebtesten Ausflugszielen der Region. Türkisfarben und gesprenkelt von weissen Steinen sickert der Fluss hier im Delta dem See entgegen, gesäumt von einem drei Meter hohen Damm. Unten flanieren die Spaziergänger, oben fahren die Velos. An diesem Mittwochabend dürfte der Mann mit der Schirmmütze dort der einzige Ausflügler gewesen sein; das Tageslicht wich bereits der Dämmerung, am schattigen Wegrand lagen noch letzte Schneereste. Was genau den Unfall verursachte, weiss niemand. Vielleicht hat der Mann wegen der schlechten Sicht einen Stein überfahren. Vielleicht war es ein Moment der Schwäche, oder er kam einfach so aus dem Gleichgewicht. Sicher ist, dass er gegen 17.20 Uhr unmittelbar vor der Autobrücke über die Maggia vom Weg abkommt. An der Unfallstelle bestand der Damm damals aus einer Reihe scharf geschnittener Betonblöcke, über die der Mann samt seinem Velo Richtung Flussbett stürzt. Es muss ein brutaler Sturz gewesen sein. Der Mann stirbt, noch bevor die Ambulanz eintrifft, 500 Meter von seiner Wohnung entfernt, allein.

Auf dem Totenschein wird er als Claudio Trentinaglia ausgewiesen. Aber getauft war er auf den Namen Günther Tschanun, eine bedeutende Figur in der Schweizer Kriminalgeschichte. 29 Jahre zuvor hatte er als Chef der Baupolizei Zürich eines der schlimmsten Verbrechen der Schweizer Nachkriegsgeschichte begangen. Am 16. April 1986 richtete er in seinem Büro im Amtshaus IV vier seiner engsten Mitarbeiter mit gezielten Kopfschüssen hin und verletzte ein weiteres Opfer schwer. Die Tat hinterliess eine Wunde in der Stadt, eine Narbe bei der Bevölkerung. Es sei ein «unverständliches und unverzeihliches Verbrechen», schrieb der damalige Justizdirektor Markus Notter anlässlich von Tschanuns Freilassung im Jahr 2000 in einem Brief an Hinterbliebene. Allerdings sahen das nicht alle so.

### Hilflose Behörden

Wie hilflos man Tschanun und seiner Tat gegenüber blieb, davon berichtet das bislang unveröffentlichte Dossier zum Fall, welche diese Zeitung gestützt auf das Öffentlichkeitsprinzip im Zürcher Amt für Justizvollzug erstmals einsehen konnte. Es handelt sich dabei um Gutachten, Briefe, Protokolle und Führungsberichte aus der Haft- und der Bewährungszeit. Die Dokumente eröffnen eine neue Perspektive auf Tschanun, seine Motive und seine Haltung zur Tat. Sie erlauben einen neuen Blick

Tschanun sagt  
noch: «Es geht  
leider nicht anders»  
und feuert auf ihn



Illustration: Melk Thalmann



**Der tödliche Sturz**

Tschanuns Velo an der Unfallstelle bei der Maggia-Brücke in Losone TI, wo er tödlich verunglückte

Foto: Rescue Media



**Vorsicht: Bewaffnet**

So wurde nach dem Chef der Zürcher Baupolizei gefahndet



**Fortsetzung  
Der verklärte Mörder**

auf die damalige Zeit, auf die Entscheidung der Behörden und das Funktionieren des Strafvollzugs. Sie zeigen auch das Dilemma der Strafvollzugsbehörden, einen Täter wie Tschanun wieder in die Gesellschaft einzugliedern: So schwer sein Delikt war, schien es doch eine einmalige Kurzschlusshandlung ohne Wiederholungsgefahr. Aber wirklich sicher konnte man sich nicht sein. Der Blick auf die verschiedenen psychologischen Gutachten gibt preis, wie kompliziert die Antwort darauf war. Dass es gelang, war nicht zuletzt einer sehr fähigen Bewährungshelferin zu verdanken.

Warum hatte Tschanun nicht einfach gekündigt? Warum war er durchgedreht? Er gab darauf nie eine Antwort. Aber er beschrieb gegenüber seinem Gutachter detailliert und fast, als handle es sich um einen anderen Menschen, was in den Stunden vor der Bluttat geschehen war. Wie er am Tatmorgen früh aufgewacht war mit dem Gefühl, «mit dem Rücken an der Wand zu stehen, vor mir ein Abgrund, kein Fluchtweg mehr offen». Wie ihn «dambruchartig die Idee überfällt: Schluss machen mit mir selber und denen, die mich kaputt machen». Wie er «dort hinschleudert, wo innere Kräfte einen eben hinschleudern».

Nach den Morden schleudern sie ihn nach Beaune im französischen Burgund, wo er im Hotel lebt und zweimal umzieht. Eigentlich ein unscheinbarer Typ – schlank, mit grauem Lockenkranz und hoher Stirn –, muss er den Passanten aufgefallen sein. Tagelang irrt er bleich und nervös in der Gegend herum, wandert über Felder und treibt sich in abgelegenen Parks herum. Immer wieder geht er zur Basilika Notre-Dame von Beaune, einer prachtvollen Kathedrale aus dem 12. Jahrhundert, und verharrt unter der Statue der schwarzen Madonna. Er weiss nicht, was er tun, wie es weitergehen soll. Er weiss nur, dass er eigentlich bereits tot sein müsste. Das war der Plan gewesen an jenem Morgen, der sein Leben und das seiner Opfer – zu denen auch die Hinterbliebenen zählen – für immer zeichnen sollte.

Nur langsam begreift er, was in Zürich geschehen ist. Und fragt sich: Kann ein Mensch mit solcher Schuld leben? Ihm ist klar, dass sein Suizid oder seine Festnahme unmittelbar bevorsteht, aber er will in Beaune noch Abstand, Zeit gewinnen, sagt er später. Es macht die Entscheidung nicht leichter. Am 25. April fasst er den Entschluss, die begonnene Sache nun rasch zu vollenden.

Gegen fünf Uhr abends geht er zum Friedhof und zückt seinen Revolver Marke Taurus, Kaliber 0.38 special. Zwei Schuss sind noch übrig. Doch als er mit der Waffe han-

tiert, löst sich ein Schuss, erzählt er später dem Psychiater. Erschrocken fasst er erneut den Revolver, setzt ihn sich an die Schläfe – und wieder wird er abgelenkt. Diesmal tauchen an der Friedhofsmauer beschäftigte Arbeiter auf, sie haben Feierabend. Entmutigt durch die Störung lässt Tschanun die Waffe sinken. Es ist die Entscheidung. Zum Leben mit der Tat und mit der Schuld.

Vielleicht war es auch weniger eine Entscheidung als ein Versagen. Während des Prozesses 1988 beeindruckte Tschanun die Zuschauer durch seine Ruhe und beherrschte Art. Nur einmal reagierte er unsicher, ja hilflos. Nämlich als der Richter wissen wollte, warum er sich nicht selbst gerichtet hatte. Die neuen Dokumente zeigen: Er hatte es nicht fertiggebracht.

Von diesem Tag an bis zu seinem Ende war Tschanun «jeden Moment schmerzhaft meiner Schuld ausgesetzt», sagte er später seiner Seelsorgerin im Gefängnis. Und auch, dass er mit der Zeit dadurch zu einer neuen Haltung zum Leben gefunden habe. Auch wenn gewisse Wunden sich nie schliessen würden. Er erlebe eine gewisse Ohnmacht, was die Wiedergutmachung angehe, schrieb er einmal. «Ich frage mich: Kann eine Strafe überhaupt hoch genug sein?» Tschanun suchte Trost in der Religion. Und er sah seine Strafe auch darin, dass man seine Tat und ihn nicht vergessen wollte. Bis zu seinem Tod fürchtete er Journalisten. Nicht nur, weil jede Kontaktnahme sein zurückgezogenes Leben gefährden konnte, das er sich nach der Haft im Tessin unter neuem Namen aufgebaut hatte. Sondern weil die Presse auch nach zwanzig Jahren noch einen Täter und kein Opfer in ihm sah. Als Günther Tschanun würde sein restliches Leben im Schatten seiner Tat stehen. Aber als Claudio Trentinaglia könnte er es vielleicht in Frieden beenden.

Die Angst vor Tschanun blieb real, wie Briefe an den damaligen Justizdirektor Markus Notter zeigen. Manche Hinterbliebene fürchteten ein neuerliches Attentat. Andere nur den Schock einer möglichen Begegnung. Nach seiner Entlassung führte er im Tessin eine prekäre Existenz von einer kleinen IV-Rente. Das Amt für Justizvollzug hielt den Kontakt auch nach seiner fünfjährigen Bewährungsphase aufrecht, denn man traute ihm nicht. Tschanun hatte sich nie therapeutisch mit seiner Tat auseinandergesetzt, sie nie professionell aufgearbeitet. Für ihn war sie eine Art Unfall gewesen, die nichts mit ihm zu tun hatte. Bis am Schluss war er überzeugt, dass jeder in seiner Situation dasselbe getan hätte. Immer wieder fand er Helfer, die ihn in dieser Sicht bestärkten, die die Schuld im «unmenschlichen System» suchten, in ihm das Opfer sahen, das zum Mörder gemacht worden war. Doch die Akten aus seiner Bewährungszeit und auch danach zeigen, dass diese Einschätzung nicht zutrifft.

**Mythos Tschanun**

«Die Wahrheit ist als Ethos stets gefordert», schrieb Tschanun in einem seiner vielen Briefe an die Vollzugsorgane. Was seine Tat betrifft, war die Wahrheit eindeutig: Ein Bürochef richtet vier seiner Untergebenen mit Kopfschüssen hin und verletzt einen fünften schwer. Morde, die auch die Leben der Hinterbliebenen zerstörten. Doch existierte fast von Anfang an noch eine andere Erzählung, welche sich über die Wahrheit zu legen begann. Die vom Mann, der durch ein brutales und allmächtiges System in eine derartige Notlage gebracht wurde, dass er gar nicht mehr anders handeln konnte. Das war Tschanuns Version, von der er bis zu seinem Tod nicht abrückte. Und die auch in der Öffentlichkeit und bei Therapeuten, Seelsorgern und Betreuern gewisse Sympathien fand.

Seine Tat sorgte nicht nur für Angst und Schrecken, sondern bot für manche auch ein grosses Identifikationspotenzial. Sein Name wurde zum Synonym für Amoklauf aus Notwehr, zum Symbol für jeden, der unter dem System zusammenbricht – und zurückschlägt. Seine Tat sei ein «Materialbruch» gewesen, sagte Tschanun seinem Psychiater, ein Kurzschluss.

Von der Tat aufgewühlte Bürger schrieben in Leserbriefen: «Auch ich bin zwischen Hammer und Amboss in einem Grossbetrieb. Mehrmals habe ich in Gedanken oder im Traum Tabula rasa gemacht.» – «Ich bin Bundesangestellter. Bei uns zählt der Mensch nicht.» – Eine Prozessbesucherin sagte in eine SRF-Kamera: «So etwas könnte einem auch passieren.»

Auch Tschanun selber sprach wiederholt davon, wie tief betroffen er sei von dem «Unfassbaren, das geschehen ist». Als ob der Vierfachmord etwas wäre, was einem einfach so zustösst. Nach seiner Verhaftung schrieben ihm Frauen zu Dutzenden ins Gefängnis. Und tatsächlich gewichtete das Obergericht seine Tat erstinstanzlich nur als vorsätzliche Tötung. Erst das Bundesgericht anerkannte den Mord.

**Perfektionistische Zwanghaftigkeit**

Die öffentliche Wahrnehmung hat viel mit Tschanun selber zu tun. Er trat distinktiert, feinfühlig und aufmerksam auf und charmant gegenüber Frauen. Er war ein begeisterter Tänzer und ein «Kavaliere alter Schule», so eine Tanzpartnerin. So sah er sich auch selbst. Auf andere und insbesondere auf Männer wirkte er dagegen unnahbar, überheblich, verbissen und unterschwellig aggressiv. Depressiert und nervös habe er in den Monaten vor der Tat gewirkt, mit bis aufs Blut heruntergekauten Fingernägeln, sagten Zeugen damals. Ein Gutachten aus den Neunzigerjahren fasst seine Persönlichkeitsmerkmale in folgende Formel: «Perfektionistische Zwanghaftigkeit, archaisch aggressive Impulse



**Entmutigt lässt Tschanun die Waffe sinken. Es ist die Entscheidung. Zum Leben mit der Tat und mit der Schuld**

*«Er ist zum Mythos geworden und wurde immer wieder an die Medien verkauft»*

Die Seelsorgerin in der Strafanstalt Oberschöngrün

der Frustrationswut, Unnahbarkeit und Überheblichkeit als Schutz vor frustationsempfindlicher Verletzlichkeit. Beharrlicher Eigenwille als Schutz vor Beeinflussbarkeit und Unselbstständigkeit.» Eine Persönlichkeitsstruktur, mit der sich offenbar viele Schweizer identifizieren konnten.

Tschanun fühlte sich bis an sein Ende als Opfer – zuerst seiner Mitarbeiter und des brutalen Systems, dann der Rechtsprechung, des Strafvollzugs und der Presse. Vor allem der Presse. Eine Woche vor seiner Bluttat war in der «Züri Woche» ein kritischer Artikel von Alfred Messerli zu Tschanuns Rolle als Chef der Baupolizei erschienen, der Tschanun später als einen Auslöser für seine Tat nannte. Die öffentliche Anprangerung sei traumatisch gewesen, belastend genug, um jeden Menschen zum Täter zu machen. Der Zürcher Schriftsteller Adolf Muschg teilte diese Meinung offenbar und liess sich zu einem Leserbrief hinreissen, in dem er Messerli «Schreibtischtäter» nannte und ihm eine Art Mit-

schuld attestierte. Eine Anschuldigung, die für die damalige öffentliche Befindlichkeit spricht.

**Von der Presse «entmenschlicht»**

Während der Haft lieferte Tschanun seine eigene Interpretation für das anhaltende Interesse an seiner Person. Aus seiner Sicht hatte das nichts mit ihm, aber alles mit dem System zu tun. «Ich habe der Presse nie Infos gegeben, um ihre Neugier zu reizen. Die Presse selbst ist es, die mich zum «Politikum» hochstilisierte, in der instinktiven Witterung, (...) einen Nerv der heutigen Brutalo-Wirtschaft zu treffen, wo Mobbing und Erpressung (...) als Folge der strukturellen Gewalt physische Gewalt auslöst. Das ist meines Erachtens die gesellschaftspolitische Dimension, die mich seit über elf Jahren in den Medien behält.» Als Opfer struktureller Gewalt lehnt er bis zu seinem Tod die volle Verantwortung für die Tat und ihre Folgen ab. Seiner Ansicht nach hätte die Brutalo-Wirtschaft auf die Anklagebank gehört, statt-



«Abrechnung», «Bluttat»

Die Titelseiten von «Blick» und «Tages-Anzeiger» am Tag nach dem Vierfachmord



Illustration: Melk Thalmann

ren. Tschanun wollte mit dem Amokläufer, den die Medien in ihm sahen, nichts zu tun haben. Es war ja auch kein Amoklauf gewesen, sondern eine Hinrichtung seiner Untergebenen. Und wie sich noch zeigen wird, versuchte er nach seinen Möglichkeiten auf die öffentliche und historische Wahrnehmung seiner Schreckenstat Einfluss zu nehmen.

Die frühen Jahre

Wer war Tschanun? Der sensible Mann, den man in die Enge getrieben hatte, oder der kaltblütige Mörder? Ein einfaches Leben hatte er nie gehabt – und 1986 befand er sich in einer beispiellosen Lebenskrise. 1941 in Wien mitten in den Krieg geboren worden, verlor er den Vater auf dem Schlachtfeld, als Vierjähriger mussten er und seine Mutter, eine Voralbergerin, vor den Russen nach Westen fliehen. Um als Postbeamtin in Bludenz arbeiten zu können, platzierte die Mutter ihn im Bergdorf Gashorn, wo die Grossmutter väterlicherseits einen Gasthof führte und er den Kindergarten und die erste Klasse absolvierte.

Später kam er zur Familie der Mutter nach Bludenz in einen reinen Frauenhaushalt voller lediger Tanten. Hier wurde ihm eine sittenstrenge, eisern-pflichtbewusste Grundhaltung vermittelt. Alle Frauen arbeiteten, niemand hatte viel Zeit für den kleinen Günther, der viel auf sich allein gestellt war. Damit er nicht auf die schiefe Bahn käme, schickte die Mutter ihn mit 12 aufs katholische Jesuitenkolleg in Feldkirch, ein Internat, das viel Struktur, aber wenig Wärme bot. Tschanun lehnte den «patriarchalen Machtanspruch» ab, den er hinter der «sittlich-christlichen Fassade» vermutete, er sehnte sich nach mütterlicher Wärme. Gern hätte er sich gegen das starre Regelkorsett aufgelehnt, stattdessen fügte er sich stets schweigend, heisst es im ersten Gutachten.

Die schwierigen Startbedingungen hätten bei ihm zu einem «elementaren Misstrauen gegenüber Umfeld und Zukunftsgunst» geführt, hielt der Gutachter fest. Das familiäre Umfeld zu «erhöhter Verletzlichkeit gegenüber Frustration». 1961 machte Tschanun die Matur in Feldkirch und lernte bei einem Ausflug ins luzernische Hochdorf seine spätere Frau J. B.\* (Name der Redaktion bekannt) kennen. 1965 folgte sie ihm nach Wien, wo er bis im Frühling 1970 an der Technischen Hochschule Architektur und Raumplanung studierte, die wohl schönste Zeit seines Lebens. Er genoss die geistig-kulturell angeregte Stimmung in Wien, besuchte Konzerte, Galerien, Theateraufführungen und pflegte Bekanntschaften mit Künstlern.

Von Wien in die Schweiz

1967 heirateten die beiden, und nach seinem Studienabschluss 1970 zogen sie in die Schweiz. Sie kauften in Rüfenacht bei Bern ein kleines Einfamilienhaus mit Garten, aber Tschanun empfand die

Schweiz im Kontrast zu Wien als «menschlich-geistige Steppenlandschaft», wie es im ersten Gutachten heisst. Bis 1972 arbeitete Tschanun ein Jahr lang in einem Büro für Architektur, störte sich aber daran, dass dort zu profitorientiert und zu wenig künstlerisch gearbeitet werde. Er kündigte, um «weitere Lehr- und Wanderjahre» anzuhängen.

Er war kein geselliger Typ und fand es gerade im Beruf schwierig, sich in Teams einzugliedern. Sein erster Arbeitgeber schrieb ins Arbeitszeugnis, Tschanun sei sehr ehrgeizig, von sich eingenommen, etwas herablassend und weitgehend teamunfähig gewesen. Die Kollegen nannten ihn spöttisch «Herr Ober-Ober-Ingenieur». Seine nächste Stelle fand er im Berner Hochbauamt, blieb aber auch da nur ein Jahr. Wegen seines «zwanghaften Perfektionismus» sei er stets in Zeitnot gewesen, hiess es im Arbeitszeugnis, seine Eigenwilligkeit und Unnahbarkeit machten ihn wenig beliebt bei Kollegen. Danach wechselte er in ein Raumplanungsbüro, wo er bis Dezember 1980 blieb und einen ähnlichen Eindruck hinterliess. Nach zehn Jahren in Bern hatte er nach wie vor kaum Freunde – obschon er als hilfsbereit galt und sich sowohl im Dorf wie auch in der SP engagierte. Arbeitskollegen nannten ihn «einen perfekt getarnten Versager». Bekannte aus Rüfenacht sagten: «Er redete viel und wollte immer recht behalten.» Oder: «Ein sonderbarer Mann. Er machte sich gern an Frauen heran.»

Anfang der Achtzigerjahre wurde Tschanun im bernischen Worb eingebürgert und machte sich mit einem Büro für Architektur und Raumplanung selbstständig. Doch das Geschäft lief schlecht, bald steckte er in finanziellen Schwierigkeiten. Auch seine Ehe geriet in Schiefelage.

Die Affäre

Tschanuns grosse Leidenschaft war der Sporttanz. Dreimal die Woche trainierte er, nahm auch an Turnieren teil, einmal sogar an einer Weltmeisterschaft. Als seine Ehegattin wegen einer Verletzung das Tanzen aufgeben musste, machte Tschanun allein weiter. Im Herbst 1982 lernte er bei einer Tanzveranstaltung J. K.\* kennen, eine verheiratete Frau und Mutter dreier heranwachsender Kinder. Die beiden verliebten sich und begannen eine leidenschaftliche Affäre. Unmerklich wie bei einem Murgang gerieten die materiellen und emotionalen Grundlagen seiner Existenz ins Rutschen. Tschanun stellte sich eine Dreiecksbeziehung vor, doch davon wollte seine Ehefrau nichts wissen. 1983 verstarb seine Mutter, und Tschanun versank immer tiefer in eine depressive Krise.

Seine Ehe war de facto am Ende, aber auch mit J. K. gab es Probleme. Ihr Mann muss von der Affäre Wind bekommen haben, denn Tschanun fühlte sich bedroht. Wie real die Bedrohungslage war, lässt sich nicht eruieren,

doch bereits im November 1983 besorgte er sich in Bern einen Revolver, angeblich aus Angst vor J. K.s Mann. Wenn er mit der Geliebten zusammen war, trug er ihn stets bei sich. Später sollte er ihn als Tatwaffe benutzen.

Der Job in Zürich

Anfang 1984 bewarb sich Tschanun um den Job als Chef der Baupolizei in Zürich und trat die Stelle im Juni an. Zwar hatte er sich auf den Job «an der Schnittstelle zwischen Baurecht, Architektur und Stadtplanung» gefreut, sagte er während des Prozesses. Doch von Beginn weg stand er unter immensen Druck: In dieser Zeit gab es in Zürich unzählige Bauprojekte, trotzdem war das Amt aus Spargründen unterbesetzt. Gleichzeitig sollte es mithilfe der externen Firma Hayek reorganisiert werden.

Hunderte Baugesuche waren bei Tschanuns Antritt hängig, in der 40-köpfigen Belegschaft, die ihm unterstellt war, vergifteten Ranküne und Rivalitäten das Arbeitsklima. Bald war er mit den Anforderungen vollkommen überfordert, vor allem mit den komplizierten Baubewilligungsverfahren. Warum man damals einen Architekten wie Tschanun an diese Stelle setzte – zudem einen, der schon an seiner alten Arbeitsstelle als langsam und teamunfähig aufgefallen war, lässt sich heute nicht mehr eruieren. Für juristische Fragen und Managementaufgaben war er denkbar ungeeignet. Er kapselfelte sich ab, arbeitete immer mehr und sah sich zunehmend von Feinden umzingelt. In den Wochen vor der Tat leistete er an die achtzig Wochenstunden Arbeit und schlief kaum mehr.

Im Frühling 1985 zog J. K. mit einer ihrer Töchter zu Tschanun nach Zürich, bald darauf aber kehrten die beiden wieder zum Ehemann zurück. Es war ein Versuch, die aussereheliche Beziehung zu beenden und beide betroffenen Ehen zu retten. Tschanun aber stellte sich vor, beide Beziehungen aufrechterhalten zu können. Im Juni teilte ihm seine Frau deshalb mit, sie wolle sich scheiden lassen. Im Herbst wurde die Scheidung rechtskräftig. Tschanun hatte ihr künftig monatlich 1650 Franken Unterhalt zu zahlen.

Tschanun lebte nun allein in seiner Wohnung an der Ötenbachgasse 1, gleich gegenüber seinem Büro. Menschlichen Kontakt hatte er nur noch mit dem Abwart im Amtshaus und der Servierkraft im Lieblingscafé gegenüber. Ihnen fiel auf, wie bleich, unruhig und nervös Tschanun die ganze Zeit war. Eine Woche vor der Tat erschien der Messerli-Artikel, in dem er harsch kritisiert wurde, man ihm Unfähigkeit und Untätigkeit vorwarf und über seinen baldigen Abgang speulierte.

Die Tribunalsitzung

Der Artikel traf Tschanun wie eine Faust. Das gesamte Wochenende



**Flucht nach Beaune**

Tschanuns spartanischer Zufluchtsort und die Basilika Notre-Dame, die er immer wieder aufsucht



**Die Tatwaffe**

Einen solchen Revolver der Marke Taurus Kaliber 0.38 special beschaffte sich Tschanun einst aus Angst vor dem Mann seiner Geliebten

**Fortsetzung  
Der verklärte Mörder**

war er niedergeschlagen wie nie zuvor. Am Sonntag vor der Tat war er so weit, seiner unhaltbaren Situation ein Ende zu bereiten, wie aus seinem ersten Gutachten hervorgeht. Er erwägte seine Optionen: ein Wechsel ins Planungsamt etwa, oder ein Auslandsaufenthalt. Abends dann erhielt er einen Anruf des damaligen Stadtpräsidenten Thomas Wagner. Dieser beruhigte seinen Bauch. Der Stadtrat stehe voll hinter ihm, man plane eine öffentliche Entgegnung auf den Messerli-Artikel. Tschanun fasste neuen Mut.

Seine Zuversicht hielt allerdings nicht lange an. Am Dienstag war eine grosse Planungssitzung vorgesehen. Anwesend waren die späteren Opfer und Vertreter der Firma Hayek. Das Ereignis ging als sogenannte Tribunalsitzung und eigentlicher Auslöser für die Tat in die Geschichte ein. Inhaltlich sollte es um den organisatorischen Bezug zwischen Juristen und Baupolizei gehen, doch Tschanun, der wegen einer anderen Sitzung etwas später eintraf, geriet sofort mitten ins Gefecht.

Wie er später zu Protokoll gab, liessen seine Mitarbeiter ein «Trommelfeuer von Vorwürfen» auf ihn los, bis die Hayek-Leute anmahnten, die Sitzung nicht zu einem Tribunal verkommen zu lassen. Doch da war es schon zu spät. Tschanun sass da wie versteinert, fühlte sich verraten, unfähig, ins Gespräch einzugreifen. Plötzlich war er überzeugt, alles sei so arrangiert, um ihn «auf der Schlachtplatte» seinen Untergebenen präsentieren und abschiessen zu können. «Aufkommendes Gefühl elementarer beruflicher Existenzbedrohung», heisst es in den Akten.

**Vor der Tat**

Gegenüber der Öffentlichkeit erklärte sich Tschanun nie. Seinen damaligen Geisteszustand beschrieb er nur für die Gutachten, die hier erstmals öffentlich werden: Nach der Sitzung sei er in einen «noch nie gekannten Zustand diffuser Gleichgültigkeit» versunken. Zeugenaussagen deuten auf seinen Entschluss zum erweiterten Suizid hin, den er dort schon gefasst haben musste. Als etwa die damalige Sekretärin des Gartenbauamts ihn am Nachmittag wegen eines Termins anrief, habe er gesagt: «Ich kann Ihnen keinen Termin geben. Sie werden morgen begreifen, warum.» Tschanun wollte sich an dieses Telefonat später nicht erinnern. Zu diesem Zeitpunkt habe er nur gewusst, dass er gehen wolle, aber noch nicht, wann und wie. Die Zeugin war sich aber sicher, ihn so gehört zu haben.

Als er abends in seine Wohnung kam, empfand er deren Leere besonders intensiv. Er ass eine kleine Mahlzeit und trank – «entgegen



**Als Gefängnisgärtner darf er ausserhalb der Mauern arbeiten, alle acht Wochen hat er von Freitag bis Sonntagabend frei**

meiner sonstigen Gewohnheiten», wie er dem Psychiater versicherte – eine Flasche Rotwein, bevor er sich ins Bett legte. Seinen Gefühlszustand schilderte er so: «Zunehmende Gewissheit, dass zwischen dem Artikel und der Tribunalsitzung eine zusammenhängende Strategie steht. Innewerden des völligen Zusammenbruchs meiner Existenz, Ehe, Heimat, beruflichen Stellung und finanziellen Daseinsgrundlage. Zustand bodenlos abgründiger Verzweiflung: zu keinem Gefühl mehr fähig, gefühlsmässig wie ein ausgetrockneter Salzsee, ein Nichts an Gefühlen, völliger Verlust der eigenen seelischen Widerstandskraft. Chaotisch anstürmende Gedanken, die sich dem Zugriff eines geordneten Denkens entziehen.»

Am Morgen der Tat erwacht er früh und nimmt einen ätzenden Schweissgeruch an sich wahr. Die

sen Geruch wird er bis zu seiner Verhaftung nicht mehr loswerden. Dann geht es schnell: Testament schreiben, Revolver und Munition in den Aktenkoffer, im Büro Niederschrift eines Abschiedsbriefs, Zusammenraffen eigener Unterlagen, zurück in die Wohnung. Von da geht er zum Frühstück ins Café Turicum, um 7.30 Uhr ist er wieder im Büro. Sein Zustand: «Kein klares Zeitempfinden mehr, Wahrnehmung von Personen marionettenhaft, wie durch einen Schleier. Keine Angst, Wut oder Verzweiflung, nur noch Unruhe.» Noch dauert es eine Stunde, bis er die Waffe laden und schiessen wird.

Er tigert hin und her. Geht in den Kopierraum, ohne zu wissen, warum, steht da, redet im Dunkeln mit sich selbst. «Er machte einen gestörten Eindruck», so ein Zeuge. Er wirkt depressiv, erkennt Personen nicht, spricht sie mit dem

**«Bodenlos abgründige Verzweiflung: zu keinem Gefühl mehr fähig»**

So beschreibt Tschanun seinen Zustand am Abend vor seiner Tat

falschen Namen an. Dann plötzlich packt er seine Waffe – «in linearem Weitergang des vorherrschenden Bewusstseinszustandes, zugleich aber ohne jegliches Gefühl und ohne Empfinden irgendwelcher innerer Barrieren», heisst es im Gutachten.

**Amok**

Um 8.30 Uhr betritt er das im ersten Stock gelegene Büro des Kreisarchitekten M. F., der mit dem kürzlich verstorbenen Zürcher Immobilienhändler Walter Beller am Tisch sitzt. Er geht nahe auf M. F. zu und schießt ihm aus nächster Nähe wortlos in den Kopf. Dann verlässt er das Büro rückwärts und ohne Eile, die Waffe dabei auf Beller gerichtet. Er schliesst die Tür vorsichtig von aussen und lässt den Revolver in seine Vestentasche gleiten, bevor er das Büro des Kreisarchitekten H. N. betritt und

ihn ebenfalls wortlos erschiess. Dann nimmt Tschanun den Lift in den vierten Stock, dort erschiess er Sekretär S. G. und Adjunkt K. T. in ihren Büros, wobei er jedes Mal sorgfältig die Tür hinter sich schliesst. Dann lädt er die inzwischen leer geschossene Waffe nach. Aufgeschreckt vom Lärm, versucht Zentralsekretär B. N. aus dem benachbarten Büro zu flüchten und trifft im Vorraum auf Tschanun. Der sagt noch: «Es geht leider nicht anders», feuert auf ihn und trifft ihn in den Bauch. B. N. flüchtet durch die Tür in die Halle, um über die Treppe in den dritten Stock zu fliehen, Tschanun folgt ihm und feuert noch einmal auf den Fliehenden, verfehlt aber sein Ziel.

Er habe sich selber und seine Umgebung während seiner Tat «wachtraumartig, wie ein Marionettenspiel» wahrgenommen, erklärte er seinen Zustand später. Er habe keine zusammenhängenden Gedanken oder verstandesmassigen Reflexionen mehr gehabt. Irgendwann hört er Sirenen und denkt: Jetzt nichts wie weg. Mit dem Lift fährt er hinunter, ein Zeuge beobachtet ein «eigenartiges Lächeln» auf Tschanuns Gesicht, bevor er aus dem Lift steigt und über die Aussentreppe verschwindet.

**Flucht**

Zuerst will er mit dem Auto fliehen, lässt es aber sogleich wieder stehen. Er besteigt einen Zug, verlässt ihn in Baden und hebt dort 1000 Franken ab. Dann nimmt er den nächsten Zug und steigt in Olten aus, wo er von Zeugen letztmals gesehen wird. Von Olten fährt er nach Basel, schliesslich nach Beaune, einem Städtchen im Burgund, in dem er noch im Oktober Ferien gemacht hat.

Er wandert herum, über den Friedhof und durch die Wälder. Das chaotische Gefühlswirrwarr bleibt bestehen, ebenso der Schweissgeruch, die Gedanken an Suizid. Eigentlich hatte er Schluss machen wollen mit sich, doch irgendwie bringt er es nun doch nicht fertig. Immer mehr gerät er ins Dilemma, ob er sich doch nicht lieber stellen soll. Und sich für Schuld und Sühne entscheiden. Warum richtete sich Tschanun nicht selbst? Darauf gibt ein späteres Gutachten Antwort: «Nachdem er einen wesentlichen Teil seines depressiv-verzweifelten Impulses «Schlussmachen mit mir selber und mit denen, die mich kaputtmachen» vollzogen hatte, war bereits viel Dampf abgelassen, dieser elementare Impuls verlor an Dynamik, und der Erlebnisgehalt der Selbsttötung verwandelte sich schrittweise in denjenigen globaler Selbstbestrafung in Form der Unterwerfung unter die Justiz.» Aber nicht nur. Tschanun unterwarf sich auch einer gigantischen Schuld. Um weiterleben zu können, pflegte er die Selbsttötung, er sei das eigentliche Opfer gewesen. Er sollte bis zu seinem Ende nicht davon abrücken.

Illustration: Meik Thalmann



**Häftling mit Ansprüchen**

Von den 14 Jahren seiner Haft verbringt Tschanun zwei Jahre im Bezirksgefängnis Zürich, für ihn die schlimmste Zeit. Seine psychische Situation sei «wie eine Landschaft nach einem Waldbrand» gewesen, er habe unter «Isolationshaft» gelitten und lange gebraucht, um «zu meiner Persönlichkeit zurückzufinden», heisst es in seinem letzten Gutachten. Danach folgten zwei Jahre im Hochsicherheitsgefängnis Regensdorf, wo er sich aufgehoben fühlte, dann acht Jahre in der offenen Anstalt Oberschöngrün und die letzten zwei in der Strafanstalt Saxerriet.

In den ersten Monaten erreichten ihn sehr viele Zuschriften von Frauen zwischen 40 und 50, wie Akten aus dem Strafvollzug festhalten. Der «Blick» berichtete, manche hätten ihm die Wäsche machen oder ihn sogar heiraten wollen. Dass er viel Post mit teilweise unangemessenen Inhalten bekommt, bestätigt auch Staatsanwalt Marcel Bertschi. Aus einem Schreiben der Staatsanwaltschaft Zürich geht hervor, dass er von «Besuch förmlich überschwemmt» werde. Offenbar werden Bürger vorstellig, um Tschanun mit eigenen Schimpftiraden über die Arroganz der Behörden zu trösten. Tatsächlich lernt er später im Oberschöngrün seine künftige Partnerin Luise Kurz\* (Name der Redaktion bekannt) kennen, die in der Nähe von Solothurn wohnt. Seine Ferien verbringt er in den folgenden Jahren bei ihr, sie werden bis zu seinem Tod ein Paar bleiben.

Während der Haft und vor allem hinsichtlich seiner bedingten Entlassung taucht immer wieder

die Frage auf: Wie gefährlich ist Tschanun noch? Hat er seine Tat verarbeitet? Dazu wurden drei Gutachten erstellt, eines 1986, das zweite 1997, das letzte 1999. Man versuchte, ihn auch zu einer Psychotherapie zu ermuntern, aber einer solchen verweigerte er sich durchgehend. Erst als man es zur Bedingung für die von ihm gewünschte Gärtnerlehre macht, besucht er zwei Jahre lang einen Therapeuten, doch «wesentliche persönliche Themen, die Tat und ihre Verarbeitung» klammert Tschanun laut dem Psychologen konsequent aus.

**Der distinguierte Herr Tschanun**

Tschanun provozierte bei den Menschen, mit denen er im Strafvollzug zu tun hatte, zwei Reaktionen: Die einen zeigten sich beeindruckt von seiner Intelligenz, seiner Feinfühligkeit und seinen Manieren. Wie auch er selber glaubten sie, dass seine Tat nichts mit ihm und alles mit den ausserordentlichen Umständen zu tun hatte. Andere waren weniger optimistisch. Die Verantwortlichen aus dem Strafvollzug sahen durchaus auch sehr problematische Seiten an ihm, die wieder zu ähnlichen Konflikten führen könnten. Auch Tschanun selber teilte die Menschen in zwei Lager ein: Jene, die seiner Interpretation folgten, waren die Guten. Alle anderen seine Feinde.

Tatsächlich ist der distinguierte Herr Tschanun im Gefängnis Oberschöngrün ein besonderer Insasse. Er kommt im November 1990 und wohnt in einer grossen Zelle im ruhigen zweiten Stock. Mit seiner Eloquenz macht er sich gern für

Mithäftlinge stark, wenn er sie ungerecht behandelt sieht. Der durchstrukturierte Alltag weckt in ihm Erinnerungen an seine Zeit im Jesuitenkolleg, die Situation erzeuge auch Geborgenheit, vertraut er seinem ersten Gutachter an. Bereits von Beginn weg genießt er Privilegien: Als Gefängnisgärtner darf er ausserhalb der Mauern arbeiten, alle acht Wochen hat er von Freitagabend bis Sonntagabend frei. Doch bald gibt es Probleme.

Oberschöngrün gehörte Anfang der Neunzigerjahre punkto Besuchs- und Urlaubsrecht zu den liberalsten Gefängnissen überhaupt. Das war auch einer der Gründe gewesen, warum Tschanun sich um die Versetzung dorthin bemüht hatte. Wie liberal, das zeigt die Urlaubsregelung im ersten Halbjahr 1997: Von Januar bis Juni werden ihm 35 Ferientage bewilligt, darunter Beziehungs-, Sonder-, Sachurlaube, externer Besuchsempfang, externe Betreuung, externe Gottesdienste und Ausgänge, dazu noch wöchentliche Kursbesuche.

Doch 1991, zwei Jahre nach seiner Ankunft, beschwert er sich bitterlich über den Strafvollzug. In anklagenden Briefen und einem Schreiben an den Solothurner Regierungsrat Rolf Ritschard vom Juni 1991 fordert er eine Reform des Urlaubsrechts. Die bestehende Regelung führe zu einer «Zerstörung des Beziehungsnetzes», was gerade bei Langzeithäftlingen «tiefe Ängste» auslöse, führt er aus. Das führe zu einem «nicht unbedenklichen Potenzial an angestauter Eruptivkraft. Bricht sie aus in Form irgendwelcher Tätlichkeiten,

**«Anstatt seine Tat zu verarbeiten, skizziert er die Machenschaften der Mitarbeiter und stellt sich als Opfer dar»**

Tschanuns Therapeut

dann ist das gesellschaftlich juristische Muster simpel: Das ist dann der «Täter», schreibt er. Die Anführungszeichen beim Wort «Täter» zeigen an, wie uneinsichtig er hinsichtlich seiner Schuld nach wie vor ist. Eine grundlegende Reform dieser Regelungen sei «dringend» angezeigt. Es tönt wie eine Drohung.

Nach zähen Verhandlungen der Anstaltsleitung darf Tschanun im August 1993 an der Gartenbauschule Oeschberg seine Ausbildung beginnen. Aber bald schon gibt es Schwierigkeiten. Der sonst so korrekte Tschanun tut sich vor allem mit der Psychotherapie schwer. Sein Privatleben habe nichts mit der Tat zu tun, und er werde keine Angaben dazu machen, sagt er dem Anstaltspsychologen gleich zu Beginn. Als er sich dann doch etwas öffne, zeige er wenig Bereitschaft, sich zu reflektieren, schreibt der Therapeut: «Anstatt seine Tat zu verarbeiten, skizziert er die Machenschaften der Mitarbeiter und stellt sich als Opfer dar.» Ausserdem urteile er rigide über andere Menschen. Überall suche er Feinde, «um sein berufliches und sozialen Versagen zu verdrängen», so der Psychologe. Und: «Im Hintergrund ist eine deutliche aggressive Gespanntheit zu spüren.»

**Eklat im Gefängnis**

Dass die Welt in ihm nur den Mörder sieht, will ihm einfach nicht einleuchten. 1991 schreibt ihm ein Journalist des Bayrischen Rundfunks mit der Bitte um ein Gespräch. Tschanun schreibt zurück: «Sie wollen mich journalistisch porträtieren. Dabei das Jahr 1986 auszuklammern, ist wohl nicht ihre

Absicht.» Es schoben sich Bilder aus dem Film «Die verlorene Ehre der Katharina Blum» zwischen ihn und den Brief. Der Film handelt davon, wie Blum von der Boulevardpresse gejagt wird und schliesslich einen Journalisten erschießt.

Im Herbst 1994 kommt es zum Eklat. Für seine externe Ausbildung darf Tschanun auf dem Gelände einer Schule arbeiten – unter der Bedingung, sich jeweils auf dem kürzesten Weg dorthin und wieder zurück zu begeben, kein Wirtshaus zu besuchen, nicht zu telefonieren oder einkaufen zu gehen. Doch als Tschanun glaubt, in der Schulmensa werde über ihn getuschelt, gewöhnt er sich an, über Mittag mit dem Velo ins Dorf zu fahren und sich dort zu verpflegen. Als die Anstaltsleitung davon Wind bekommt, streitet er es ab. Auch hierzu ist seine eigene Interpretation in den Akten festgehalten: Er habe sich in seiner Pause entfernt. Und die stehe ihm ja wohl zu. Die Anstaltsleitung sieht das anders, er muss seine Gärtnerausbildung abbrechen. Das trifft ihn schwer. Er nennt den Entscheid destruktiv und böse, vermutet, man habe ihn beschattet, um ihn zu überführen. Frustriert bricht er auch die Psychotherapie ab und wird nie wieder eine besuchen. Das Verhältnis zur Anstaltsleitung erodiert zusehends.

Lesen Sie nächste Woche im zweiten Teil: Wie Tschanun dank einer fähigen Bewährungshelferin im Tessin untertauchen konnte. Und warum man in Zürich bis am Schluss nicht wusste, ob Tschanun zu trauen war.

Anzeige

**Wer, wenn nicht Sie und wir?**  
**100 Areale**  
**100 % klimaneutral**

100 Vision ewz 100

Vision 100/100: Bis 2030 realisieren wir gemeinsam 100 Areale 100% klimaneutral schweizweit. Sie bringen das Projekt, wir die Energielösungen. Sind Sie dabei? [ewz.ch/vision100](http://ewz.ch/vision100)

Ein Unternehmen der Stadt Zürich

**ewz**



## Wie aus Günther Tschanun Claudio Trentinaglia wurde

Der verklärte Mörder – Teil 2: Wie der Entlassene seine letzten Jahre im Tessin verbrachte – und wie man in Zürich damit umging

Michèle Binswanger

Als Chef der Zürcher Baupolizei richtete Günther Tschanun 1986 vier seiner Mitarbeiter hin. Nach dem Ende seiner Haft im Jahr 2000 verschwand er spurlos. Neue Dokumente zeigen, wie er nach seiner Entlassung lebte und starb. Im Januar 1995 sitzt Günther Tschanun seit acht Jahren in Haft, vier davon in der Strafanstalt Oberschöngrün. Den Alltag verbringt er meist allein in seiner Zelle und liest, schreibt oder brütet vor sich hin. Probleme macht er kaum. Dennoch beurteilt ihn die Anstaltsleitung als «schwierigen und auffälligen Menschen». Nicht nur, weil er sehr verschlossen bleibt. «Er erzählt niemals etwas über seine Aktivitäten im Ausgang oder Urlaub», heisst es in seinem Führungsbericht. Vor allem aber kann er sich so sehr in Dinge verbohren, dass er kaum mehr zugänglich ist.

Seine Gedanken kreisen nur um ein Thema: die Zukunft. Wie soll er leben, wo, mit wem? Seine Pläne haben allesamt Schiffbruch erlitten: Im Herbst zuvor wurde seine Gärtnerlehre abgebrochen, auf die er so viel Hoffnung gesetzt hatte. Kein Betrieb will ihm Arbeit geben, Geld hat er bis auf ein Restvermögen von 20'000 Franken keines, und seine sozialen Beziehungen sind auf den Kontakt mit seiner neuen Freundin J.K. beschränkt. Der «Mythos Tschanun» verhindert jede Chance auf einen Neuanfang, aber seinen Namen darf er nicht ändern. Tschanun fühlt sich verraten und verkauft.

### Der böse Brief

In immer neuen Skizzen und Notizen hält er die Ausweglosigkeit seiner Situation fest. Was ihm bleibt, sind Resignation und Wut. Ihm ist klar, wer Schuld daran hat: der «unmenschliche» Strafvollzug und seine Vertreter. Die Bosse der Strafanstalt, so ist er überzeugt, sabotieren seine Resozialisierung. Je näher der Termin seiner möglichen bedingten Entlassung rückt, desto grösser werden die Spannungen. Dann brechen sie im August 1997 offen aus, in Form eines Briefs. Die 20-seitige Anklage schickt er an die Gefängnisleitung und dazu noch ans Amt für Justizvollzug. Der Rundumschlag ist von solcher Heftigkeit, dass man sich fragt, ob Tschanun wirklich schon reif sei für die bedingte Entlassung.

Im Zentrum seines Schreibens steht die Hypothek seines Namens, die eine Reintegration oder überhaupt Lebensperspektive verunmögliche: «Das ist so, als müsste ein Homosexueller jedes Gespräch damit beginnen: Ich bin schwul.

**Tschanun fühlt sich verraten und verkauft**



Foto: Montags SoZ



**Vor Gericht**

Eines der seltenen Fotos von Günther Tschanun nach seiner Tat

Foto: RDB/Blick/Raposo



**Der Vollzug**

Die letzten Jahre seiner Haft sass Tschanun in der Strafanstalt Oberschöngrün ab

Foto: Rolf Neeser



**Fortsetzung**  
**Wie aus Tschanun Trentinaglia wurde**

Oder ein Bundesrat jede Rede mit: Die Schweiz hat den Judenstempel erfunden und damit 25'000 Menschen indirekt in den Tod geschickt. (...) Das ist die ständige Fixierung auf einen dunklen Fleck unter ständiger Ausblendung des Guten. Es gibt Wahrheiten, deren ehrliches Outing das Umfeld nicht erträgt. Wahrheiten, die nichts anderes als ausgrenzen und zerstören.» Gemeint ist natürlich die Wahrheit seiner Tat, doch zwischen seiner Wahrheit und der Aussenstehender klafft eine Lücke, die sich letztlich nie ganz schliessen lässt.

Der Anstaltsleitung attestiert er «mentales Kindergarteniveau» und ein «erschreckendes Mass an Inkompetenz». Immer wieder reitet er auf dem Bildungsniveau seiner Aufseher herum. Keiner in der Anstalt, nicht einmal die Leitung, verfüge über «das intellektuelle Werkzeug einer Matura». Dann richtet er sich direkt an einen Angestellten: «Ich komme zum Schluss, dass es Ihnen eine enorme Befriedigung verschaffen muss, dem sich abzeichnenden Total-Schiffbruch der Sozialisation zuzuschauen. Einmal einen bodigen mit einem anderen Schulsack, während Sie doch seinerzeit der erste Arbeitslose waren in der Gemeinde Worb – oder stimmt das etwa nicht?»

Der Ton und die unterdrückte Aggressivität seines Briefs sorgen für helle Aufregung, wie sich aus dem Briefwechsel zwischen Anstaltsleitung, Psychiatern und Politik zeigt. Die Anstaltsleitung sieht Tschanun «nach altem Muster in einen fatalen Clinch verstrickt». Mit seiner «viel zu langsamen Arbeitsweise, seiner Verschrobenheit und seinem Unvermögen, bei sich Fehler auszumachen – selbst bzgl. seiner Straftat –, würde er sich künftig wieder in eine berufliche Drucksituation hineinmanövrieren.» Bis er wieder Sündenböcke beseitigen müsse, «die er immer und überall, auch in der Strafanstalt findet».

**Urbanioks andere Meinung**

Verantwortlich für den Zürcher Strafvollzug ist der damalige Justizdirektor und spätere Bundesrat Moritz Leuenberger, der auch den Mord an Pasquale Brumann politisch aufzuarbeiten hatte. Die 20-jährige Pfadfinderführerin wurde 1993 von Erich Hauert getötet. Obschon Psychiater vor der anhaltenden Gefährlichkeit des mehrfachen Sexualmörders gewarnt hatten, gewährte man ihm den unbegleiteten Hafturlaub, auf dem er wieder zuschlug. Um solches künftig zu verhindern, gründete man den sogenannten Fachausschuss für Vollzugsfragen. Das interdisziplinäre Gremium sollte den Vollzugsbehörden in Fällen mit er-

höhtem Gefährdungspotenzial auf die Finger schauen.

Drei Monate nach dem Brief schätzte der Fachausschuss Tschanun als evident gefährlich ein und empfahl, ihn wieder in eine geschlossene Anstalt zu stecken. Doch Tschanuns dritter Gutachter Andreas Andreae, Chef der Poliklinik Winterthur, fühlte sich missverstanden. Er intervenierte mit der Bitte, sich die Sache nochmals anzuschauen. Die Zuständigen wandten sich in der Folge an Psychiater Frank Urbaniok und baten ihn um eine Einschätzung der Situation. Der damalige Chefarzt des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes des Kantons Zürich hatte tatsächlich ein paar Dinge zu den Einschätzungen des Gutachters Andreae zu sagen.

**Vom Knast ins Kloster**

Dieser hatte Tschanun als «eher überdurchschnittlich ungefährlichen Menschen mit hoher Selbstkontrolle und Sozialmoral» bezeichnet. Seine Tat sei Ich-fremdes Handeln unter extremer Belastung gewesen, seine Auffälligkeiten nicht als Persönlichkeitsstörung einzuordnen. Urbaniok sieht es anders: «Es scheinen durchaus Persönlichkeitsmerkmale vorhanden zu sein, die einen Bezug zum Deliktverhalten aufweisen.» Das schliesst er aus Merkmalen, die sich in der Haft unverändert zeigten: Querulatorik, Abschieben von Verantwortung und Schuld, Beschuldigungen, passiv aggressives Verhalten. «Zwanghafte Menschen fühlen sich schnell angegriffen, sind leicht kränkbar und sehen sich einem Unrecht gigantischen Ausmasses ausgesetzt. Dann spinnen sie in ihren Träumen oder Fantasien gewalttätige Szenarien aus, durch die sie sich an ihren Widersachern rächen könnten. Der oben beschriebene Typus ist für genau diese Tathandlung disponiert.»

Tschanun hatte immer davon gesprochen, spontan zur Tat geschritten zu sein, wie durch einen Nebel. Seine drei vorherigen Gutachter hatten das kritiklos protokolliert. Frank Urbaniok äusserte erstmals Zweifel an dieser Version. «Ich bin sicher, dass es vorgestaltene Fantasien gab. Ein Hinweis ist die klare Opferauswahl und der Einsatz der Schusswaffe.» Auch die Bemerkung im Gutachten Andreae, Tschanun habe seine Tat verarbeitet, sieht Urbaniok kritisch. Worauf stützt sich der Gutachter dabei – abgesehen von Tschanuns Eigenangaben? «Die Annahme, er habe sich mit sich selbst und der Tat auseinandergesetzt, scheint gewagt», schreibt Urbaniok.

Trotzdem sieht auch Urbaniok geringe Wiederholungsgefahr. Er empfiehlt ein gutes, sozialarbeiterisches Monitoring mit regelmässigen Terminen und Gesprächen im Umfeld. Wie wichtig dieser Weckruf war, sollte sich noch zeigen.

Der Brief führt schliesslich zu einer Versetzung Tschanuns. Im April 1998 tritt er als Insasse 98063 in die Strafanstalt Saxerriet ein und gilt auch dort bald als Mus-



*«Mit seiner viel zu langsamen Arbeitsweise und seiner Verschrobenheit würde er sich wieder in eine berufliche Drucksituation hineinmanövrieren»*

Die Anstaltsleitung in Oberschöngrün

terhäftling. Auffällig sei allerdings, dass er nur mit den Chefs spreche und der Anstalt Vorschläge mache, wie Geld eingespart werden könne, heisst es in seinem Führungsbericht. «Offensichtlich fällt es ihm nach wie vor schwer, zwischen der Rolle als Täter und der Rolle als Fachmann zu unterscheiden.»

Im Januar 2000 hat Günther Tschanun mehr als zwei Drittel seiner Strafe verbüsst und kann somit entlassen werden. Mit 59 Jahren ist er wieder ein freier Mann und steht vor dem Nichts. Er hat kein Geld, kein soziales Umfeld, keine berufliche Perspektive. Aber er hat ein Ziel. Am Morgen des 5. Januar wird er vom Gefängnis direkt an den Bahnhof gebracht, wo er einen Zug nach Lugano besteigt. Hier soll er für die ersten Monate in Freiheit im Kloster Convento dei Cappuccini unterkommen – inkognito. Von hier aus soll er Italienisch-Sprachkurse besuchen und alles weitere organisieren, Wohnung, Konto, Versicherungen, Transport.

Bis es so weit ist, bleibt er im Kloster. Gebaut im 17. Jahrhun-

dert, ist es in Lugano eine Touristenattraktion, vor allem wegen der in den Achtzigerjahren von Mario Botta umgebauten Kirche und Bibliothek. Es ist die einzige Klosterbibliothek im Kanton, und sie beherbergt viele religiöse Schriften. Es gibt auch einen Klostergarten mit Gemüse- und Weinanbau, in dem Tschanun sich beschäftigt. Seinen sieben Mitbrüdern, mit denen er gemeinsame Mahlzeiten einnimmt, wird er als der eben aus dem Vollzug entlassene Bruder Claudio vorgestellt. Sie stellen keine Fragen, aber es entsteht auch zu ihnen keine Nähe – auch weil Tschanun kein Italienisch spricht.

Gleich zu Beginn besucht Botta den Convent, um sich in der Bibliothek, einem seiner Frühwerke, um Lichtprobleme zu kümmern. Tschanun sieht darin eine Chance für sich: Mit seiner Grundausbildung als Architekt und seiner Zusatzausbildung als Spezialist für Fassadenbegrünungen erhofft er sich eine Gelegenheit für einen beruflichen Einstieg. Doch der zuständige Bruder bremst ihn. Es sei

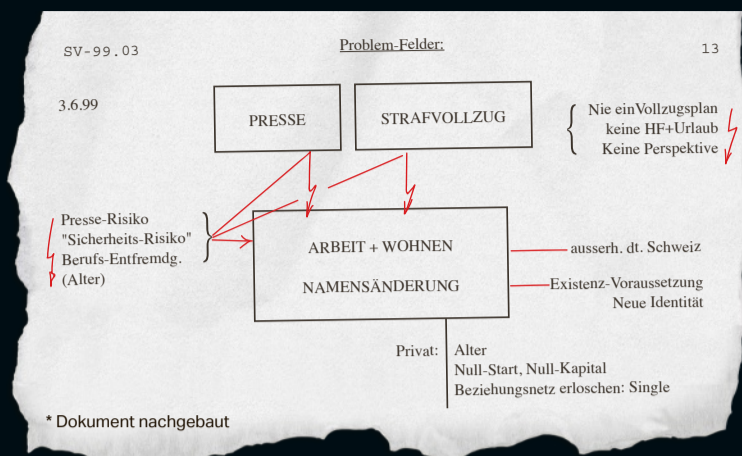
zu früh für so etwas. Er fürchtet eine «Verschleppung der Stigmatisierung ins Tessin».

**Sicherheitsrisiko Tschanun**

Tschanuns Name bleibt eine Hypothek. Zwar benützt er bereits den Namen Trentinaglia, sein Pass weist ihn aber nach wie vor als Günther Tschanun aus. Im April bucht er eine zweiwöchige Kulturreise nach Ägypten, ein lange gehegter Traum, der zur Hälfte von seiner vermögenden Freundin finanziert wird. Doch als er sich in Kairo im Hotel ausweist, gibt es eine Szene. Der Réceptionist verschwindet mit seinem Ausweis ins Büro, bespricht sich mit seinem Team, sie stecken die Köpfe zusammen und blicken immer wieder zur Reisegruppe und zu Tschanun. Nach einer Weile kommt der Réceptionist zurück und informiert ihn, er könne hier nicht bleiben. Man habe Prominente im Haus. Und er sei ein Sicherheitsrisiko. Tschanun, der sich als Trentinaglia ausgegeben hatte, muss seine wahre Identität der Gruppe gegenüber preisgeben und in einem anderen Hotel absteigen.



**Die Zukunft**  
So skizzierte Tschanun seine Lage in der Strafanstalt Oberschöngrün kurz vor seiner Entlassung (Dokument nachgebaut)



**Unter Brüdern**  
Das erste Jahr nach seiner Entlassung verbringt Tschanun im Kloster Cappuccini

Foto: Pablo Gianinazzi/TI-Press



**«Die Annahme, er habe sich mit sich und der Tat auseinandergesetzt, schein gewagt»**

Frank Urbaniok



Auch auf der Bank hat er Probleme. Als er bei der UBS Locarno versucht, ein Konto zu eröffnen, wird ihm mitgeteilt, das sei nicht möglich, die Geschäftsleitung sei nicht einverstanden. Undenkbar ist auch, eine Wohnung unter seinem Namen anzumieten, und selbst als Untermieter bei seiner Freundin fürchtet er das «Risiko einer Vergiftung ihrer Nachbarschaft und ihres sozialen Umfelds durch die Presse». Die Befürchtung ist zwar verständlich. Allerdings sagt Gerichtsreporter Viktor Dammann im SRF-«Club», der anlässlich von Tschanuns Entlassung ausgestrahlt wird, man suche ihn nicht aktiv. «Wir haben das besprochen. Wenn wir erfahren würden, wo er ist und wie er heisst, würden wir es nicht publizieren. Genau deshalb: Weil er eine zweite Chance verdient hat.»

#### Aus Tschanun wird Trentinaglia

Das ganze Jahr 2000 lebt Tschanun im Kloster. Zu seiner Erleichterung stellt er fest, dass er sich unter seinem Pseudonym un-

erkannt bewegen kann. In der Sprachschule begegnet er einem 58-jährigen frühpensionierten Zürcher, der ihn nicht erkennt, obwohl man dort «relativ viel voneinander erfährt», schreibt Tschanun seiner Betreuungshelferin Kathrin Brändli\* (Name der Redaktion bekannt).

Von Januar bis Dezember pendelt er mit einem Roller, den er sich von den 20'000 Franken erstanden hat, die von seinem Vermögen übrig geblieben sind, zwischen der Wohnung seiner Freundin in Ronco s. A. und dem Kloster. Langsam wird ihm bewusst, dass er eine eigene Wohnung brauchen wird, weil seine Bedürfnisse und sein Lebensstil sich sehr von dem seiner Freundin J.K. unterscheiden. Aber er hat Panik, dass dadurch seine wahre Identität auffliegen könnte. Ausserdem reichen die verbleibenden 15'000 Franken kaum für Wohnungseinrichtung, Versicherungen, Essen, Miete und alles weitere. Langweilig ist ihm nicht, er beschäftigt sich mit Pflanzen, Stecklingen, hilft bei der Weinernte, arbeitet im Garten. «Zeit für den

Besuch der Badi z.B. habe er absolut nicht», schreibt Brändli.

Doch die ungelöste Situation mit dem Namen belastet ihn weiter. Und auch in der Beziehung läuft nicht alles so, wie er es sich vorgestellt hat. Brändli hält nach einem der Treffen mit ihm fest: «Er fühlt sich exploriert und auf seine Tat reduziert. Trotz seiner guten sozialen Kontakte im Kloster fühlt er sich allein. Ronco und das Tessin sind entzaubert. Umschulung, Eingliederung in die IV? Rückkehr in die Deutschschweiz?»

Im Herbst 2000 lassen sich die Behörden endlich erweichen. Nachdem alle, der Strafvollzug, Urbaniok, frühere Gutachter und das Amt für Justizvollzug sich dafür eingesetzt haben, bekommt Tschanun seine neue Identität. Er heisst jetzt offiziell Claudio Trentinaglia – nach einem ihm nahestehenden Grossonkel aus dem rätomanischen Zweig seiner Familie. Was die Namensänderung psychologisch impliziert, ist in einer Aktennotiz aus dem Strafvollzug festgehalten: «Eigene, 57-jährige Identität aufgeben als Herr Tscha-

**«Mit einer gewissen Heiterkeit stelle ich fest: Das Kloster ist ganz ähnlich dem Knast»**

Tschanun in einem Brief an seine Bewährungshelferin

nun, als Architekt, als Mann mit eigener Geschichte und persönlicher Prägung, auch als jetzt langjähriger Gefangener mit einer Art Sonderwahrnehmung. Dann plötzlich ein Hans Müller unter Hunderttausenden. Namen und Papiere werden wohl geändert, aber was ist mit Lebenslauf, neuer Geschichte? Was ist mit dieser 57-jährigen Leere? Wie kann sein Leben einfach so in den Hintergrund gedrängt werden durch einen neuen Namen?»

Festgehalten sind auch Überlegungen, wie eine Namensänderung die Opfer tangieren würde: «Der Täter verschwindet spurlos, keinerlei Information = riesige, unzumutbare Verunsicherung.» Trotz all dem sehen die Behörden schliesslich ein, dass einzig ein neuer Name ihm eine neue Existenz ermöglicht. In der Korrespondenz mit seiner Bewährungshelferin betont Tschanun, es handle sich aber hierbei nicht um einen Decknamen – er habe nichts zu verdecken. Es gehe dabei um ein Pseudonym. Im Dezember verabschiedet Tschanun sich endgültig vom Kloster, das er mit guten Gefühlen verlässt. Er schreibt an seine Bewährungshelferin: «Mit einer gewissen Heiterkeit stelle ich fest: Das Kloster ist ganz ähnlich dem Knast. Nur in qualitativer Hinsicht hat es einen Vorzeichenwechsel vom Minus zum Plus: Zum Beispiel ist es im Knast ein zufällig erzwungener Haufen, im Kloster eine bewusst gewählte Gruppe. Pluralistisches, säkulares Wirrwarr vs. homogene, spirituelle Mit-tung.»

Noch ist er mittellos, aber Bewährungshelferin Brändli gelingt es dank unermüdlichem Engagement, ihm eine Invalidenrente mit Ergänzungsleistung zu organisieren. Das dafür notwendige psychiatrische Zeugnis schreibt sein vormaliger Gutachter Andreae. Aber wieder macht Tschanun Probleme. Er könne nicht dazu motiviert werden, seine Beeinträchtigung «anmeldekonzormer» einzugestehen, schreibt Brändli. Dies aber sei genau als Ausdruck der Beeinträchtigung des Klienten anzuerkennen. Schliesslich wird die IV 2002 gesprochen. Mit 2500 Franken pro Monat, ausbezahlt über Appenzell AR, um seinen Namen zu schützen, bringt er sich über die Runden. Er bezieht eine Wohnung in Ronco s. A., lebt zurückgezogen, schaut kaum fern, liest keine Zeitungen. Gelegentlich hilft er als Gärtner bei seinen Nachbarn aus, macht Yoga-Kurse auf dem Monte Verità, kocht einen Sommer lang auf einer Alphütte, was ihn sehr begeistert, oder er hilft im Herbst bei der Weinernte. Kaum einer weiss von seiner wahren Identität.

Als seine fünfjährige Probezeit im Januar 2005 endet, stellt man sich in Zürich die Frage, ob die Schutzaufsicht durch Kathrin Brändli weitergeführt werden soll. Es bleibt eine heikle Angelegenheit. Die Medien interessieren sich auch zwanzig Jahre nach Tschanuns Tat noch für ihn und könn-

ten Trentinaglia jederzeit auffliegen lassen, wenn sie ihn im Tessin entdeckten. Das Amt folgt deshalb dem Rat Urbanioks. Das Dossier bleibt bei Brändli, sie hält weiterhin lockeren Kontakt mit ihm. Dies noch aus einem weiteren Grund: Tschanun hat nach wie vor ein seltsames Verhältnis zu seiner Tat. Er sieht sich immer noch als eigentliches Opfer.

#### Der Notfallplan

Kein Journalist weiss, wo Tschanun steckt. Eine letzte Spur fand kurz vor seiner Entlassung die NZZ, die sich im Dezember 1999 bei den Vollzugsbehörden erkundigt, ob Tschanun tatsächlich im Tessin ins Kloster gehen werde. Die Zuständigen lassen sie abblitzen – und suchen hinter den Kulissen sofort das Leck, finden es aber nicht. Seither ist Tschanun verschollen. Es geht sogar das Gerücht um, er habe sich einer Gesichtsoperation unterzogen, um nicht mehr erkannt zu werden. Es ist ein falsches Gerücht. Tatsächlich lässt er sich die Zähne sanieren, organisiert von Brändli, bezahlt von einer Stiftung.

Im Frühjahr 2008 erfährt Bewährungshelferin Brändli, dass der Berner Filmemacher Cihan Inan Tschanuns Tat verfilmen will. Der Film soll «Amok» heissen, Inan führt Regie und schreibt das Drehbuch, das neben der Tat auch das Klima der 80er-Jahre abbilden soll. Der deutsche Schauspieler und Regisseur Christopher Buchholz spielt Tschanun, die Dreharbeiten sind auf Herbst angesetzt. Im April titelt der «Blick»: «Tschanun wird Filmstar», andere Medien greifen das Thema auf.

#### Worst Case

Tschanun reagiert schlecht auf die Neuigkeit des Filmprojekts «Amok». Brändli hält in einer Aktennotiz fest: «Nach dem ersten Telefonat ist er noch ruhig. Beim zweiten ein paar Tage später wirkt er sehr nervös und unruhig. Auch andere hätten ihn nun auf das Filmprojekt angesprochen. Beim dritten Telefonat schliesslich berichtet er ausführlich und hektisch vom «Worst Case», wie er es nennt. Die Presse sei für ihn eine massive Form von Gewalt.» «Es wird nicht um ehrliche Recherche, sondern um reisserische Titelgeschichten gehen», sagt er der Bewährungshelferin. In Zürich beginnt man sich über diese Entwicklung ernsthaft Sorgen zu machen.

Im Amt für Justizvollzug fragen sich die Verantwortlichen, wie adäquat darauf zu reagieren sei. «Verhindern lässt sich der Film nicht, die Gelder fliessen reichlich», schreibt S.T. von den Bewährungsdiensten an ihren Chef Thomas Manhart. «Allein die ZH Stiftung schüttet 450'000.» Derweil macht sich Kathrin Brändli Sorgen um ihren Klienten. Er wirkt «zunehmend rigide, keine Diskussion mehr möglich», schreibt sie. Er fühlt sich «massiv als Opfer, be-

Fortsetzung — 18



«Der Humanist»  
Tschanun sollte im  
Verlag von Walter  
Keller arbeiten,  
doch die Behörden  
verhinderten das

Foto: Keystone



Die neue Heimat  
Tschanuns letzter  
Wohnsitz in Losone



Fortsetzung

## Wie aus Tschanun Trentinaglia wurde

trachtet es als Frechheit und Zumutung, dass seine Tat erneut thematisiert und vor allem beurteilt und qualifiziert wird, obschon er seine Strafe verbüsst hat».

### «Was, wenn er jemanden erschiesst?»

Bis zu diesem Zeitpunkt hat Brändli immer sehr viel Empathie für ihren Klienten gezeigt, doch nun ist sie alarmiert. Die Situation ist so belastend, dass sie gefährlich werden könnte: Tschanun sieht sich öffentlich blossgestellt, scheinbar ohne eigenes Verschulden – und kann das nicht ertragen. In einem Protokoll fürs Amt für Justizvollzug hält Brändli fest: «Es hat in keinsten Weise Deliktverarbeitung oder Resozialisierung stattgefunden – Verantwortung? Sein sehr kleines Refugium droht einzustürzen, seine Ohnmacht wird wieder einmal reaktiviert, jetzt auch noch in der Öffentlichkeit.» Sie, die ihn gut kennt, ist ernsthaft besorgt. «Was, wenn er in einem akuten Moment Regisseur/Presse aufsucht und diese ihn nicht gemäss seinen Erwartungen und Vorstellungen behandeln? Wenn er daraufhin jemanden verletzt, schlimmstenfalls erschiesst?»

Tatsächlich spielt Tschanun auch mit der Option, in den «Rachen des Ungeheuers» zu gehen. Nach Zürich, zum Ringier-Verlag, sich erklären, dieser Ohnmacht ein für allemal ein Ende machen, das ist der Plan, den er seiner Bewährungshelferin eröffnet. Sie rät ihm dringend davon ab, versucht, ihn dabei nicht zu kränken. Tschanun vertraut ihr an, er erwäge sogar, ein Buch über die Tat zu schreiben. Brändli fragt nach dem Titel. Die Antwort: «Schuld und Sühne».

In ihrer Verzweiflung wendet sich Brändli an Psychiater Frank Urbaniok, mittlerweile eine Koryphäe im Gebiet der forensischen Psychologie. Er versichert ihr ohne Zögern, Tschanun sei «nach wie vor eine hoch gestörte Persönlichkeit», das Risiko eines Rückfalls real. Wenn sein Refugium von der Presse bedroht werde, habe er nichts mehr zu verlieren. Dann könnten Rachedenken überhandnehmen, Tunnelblick auftreten. Das Potenzial dazu sei nach wie vor vorhanden.

### Der Como-Plan

Bis im Sommer bleibt die Lage ruhig und Tschanun angespannt. Im Juni macht er Brändli den Vorschlag, über die Behörde zu versuchen, Einfluss auf das Drehbuch zu nehmen. Schliesslich werde das Projekt von der Zürcher Filmförderung unterstützt. Brändli gibt zurück, dazu werde sich die Justiz sicher nicht hergeben. Dennoch versuchen S.T. und Brändli, an das Drehbuch zu kommen, und fragen sich, ob man nicht via Urheber-

recht auf die Produktion einwirken könnte. Als ob es sich bei Tschanuns Tat um ein geschütztes Werk handle.

Im Juli 2008 schreibt S.T. ans Amt für Justizvollzug: «Als Kulturminister ist Notter Mitglied des Stiftungsrats der Zürcher Filmstiftung. Könnten Sie veranlassen, dass die Vollzugsdienste durch Markus Notter in den Besitz des Drehbuchs und der dazugehörigen Papiere gelangen? Das Anliegen ist dringend.» Doch ihr Chef Thomas Manhart bremst ihren Elan. «Auf diesem Weg ans Drehbuch zu kommen, ist sehr problematisch. Zudem ist mir nicht klar, was hiermit effektiv erreicht werden könnte.»

Derweil bespricht Brändli mit ihrem Klienten Notfallszenarien. Tschanun soll auf keinen Fall auf die Presse zugehen. Stattdessen erwägt man die Option, ihn für die Zeit während der Dreharbeiten und zum Start des Films ins Ausland zu schicken. Sollte die Presse irgendwann unerwartet vor seinem Haus auftauchen, kann er die Wohnung mit seinem Scooter durch die Garage unerkannt verlassen. Dann könnte er sich einige Wochen in einer kleinen Pension in Como verstecken. Es gibt auch eine Langzeitvariante, die einen Aufenthalt von sechs Monaten in der Nähe von Rom und weitere Sprachkurse vorsieht. Die Frage ist, wer das finanzieren soll.

Aber Tschanun sieht sich erneut ungerecht behandelt. Die Vollzugsdienste arbeiten die Como-Lösung aus, für die Budgetplanung bittet Brändli Tschanun um die Offenlegung seiner Finanzen. Sie schickt ihm 500 Franken, im Notfall soll er damit nach Como fahren, sich in einer Pension einrichten und sich dann beim Vollzugsdienst melden. All das empört ihn. Er nennt die Massnahmen der Vollzugsdienste «halbherzig», das Notfallszenario greife erst, wenn «rechts und links die Einschläge schon erfolgen», und die Fragen nach dem Budget seien ein Eingriff in seine Privatsphäre. Beleidigt schickt er die 500 Franken zurück mit der Mitteilung, unter diesen Umständen verzichte er auf die Unterstützung der Vollzugsdienste.

### «Ich kann nicht mehr»

Einen Tag, nachdem er den Brief mit dem Geld abgeschickt hat, ruft er Brändli an. Aufgelöst erzählt er, er habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Er fühle sich bereits durch das Filmprojekt und die damit zu erwartenden Aktivitäten sehr genötigt, und die Fragen des Sonderdienstes erlebe er als massiven Eingriff in sein Privatleben. Seine Grenze sei jetzt erreicht. Brändli schreibt: «Er will nicht flüchten, sondern planvoll und organisiert ausweichen, seine Identität und sein Zuhause schützen.» Aber sie gibt auch zu bedenken: «Er wird lebenslang keine Ruhe finden, irgendein Projekt wird es immer geben. Wäre jetzt nicht eine Therapie sinnvoll, in der er lernt, mit



Tschanun sieht  
sich öffentlich  
blossgestellt  
und kann das  
nicht ertragen

seinem Delikt umzugehen, mit sich ins Reine zu kommen?»

Im Februar 2009 hat sich das Amt für Justizvollzug das Drehbuch zum Film endlich beschafft. Die akutesten Befürchtungen bezüglich möglicher Nachteile für Tschanun werden entkräftet. Dennoch notiert S.T. penibel, was dem Vollzugsdienst alles «Bauchweh» macht: «Der Autor geht mit dem Begriff Amoklauf äusserst reissend um. Das Signalement des Mannes, der seine Mitarbeiter tötet (Haar, Gestalt, Brille), die Pathologisierung des Mannes, der seine Mitarbeiter tötet (Schwitzen, Unfähigkeit zum Loslassen, labile Persönlichkeit), Beurteilung sei-

ner Tat (drückt kaltblütig ab), Beschreibung von GT in der Toilette der Raststätte (Spiegelbild eines Monsters).» Wem genau diese Elemente warum «Bauchweh» bereiten, wird nicht weiter erläutert. Aber die Antwort liegt auf der Hand.

Am 25. Februar 2010 startet der Film unter dem Titel «180 Grad – wenn die Welt plötzlich Kopfsteht» in den Kinos. Auf die Frage eines Filmjournalisten, warum er die Tschanun-Geschichte verfilmen wollte, antwortet Regisseur Inan: «Mich interessieren grundsätzlich immer Dinge, hinter denen noch viel mehr als das Offensichtliche steckt. Deshalb wollte ich für meine Hauptfigur erst positive Aspekte wie Mitleid erwirken, um dann erst die Kehrseite zu zeigen.» Die Tschanun-Figur spricht im Film nur einen einzigen Satz: «Es geht nicht anders». Es ist der Satz, mit dem Tschanun auf den flüchtenden Nann schoss. Die Kritiken des Films sind wohlwollend bis euphorisch. Niemand behelligt Tschanun.

Wie misstrauisch und unnahbar Tschanun auch als Claudio Trentinaglia bleibt, zeigt seine Begegnung mit einer anderen Zürcher Persönlichkeit: dem Zürcher Galeristen und Verleger Walter Keller, mit dem er 1998 aus dem Gefängnis Saxerriet kurz zu tun hatte. Die beiden hatten sich kennen gelernt, als zu Beginn von

Tschanuns Halfreiheit verzweifelt ein Arbeitsplatz für ihn gesucht wurde, aber niemand etwas mit ihm zu tun haben wollte. Da trat eines Tages Walter Keller auf den Plan und bot ihm eine Stelle in seinem Scalo-Verlag an der Weinbergstrasse in Zürich an.

Zuerst lief alles wie am Schnürchen: Die Strafanstalt Saxerriet arrangierte sofort das Nötige und fädelte ein Vorstellungsgespräch ein, es verlief erfolgreich. Eine Woche später folgte ein ebensolcher Probetag in der Galerie. Tschanun und Keller waren sich auf Anhieb sympathisch, spannen gemeinsam Zukunftspläne, und zwei Wochen später war der Arbeitsvertrag unterschrieben. Allerdings unterliess man es, auch Markus Notter, den zuständigen Regierungsrat und Nachfolger von Moritz Leuenberger, zu informieren.

Als Mädchen für alles sollte Tschanun bei Scalo Telefonate und Korrespondenzen führen und kleine Arbeiten erledigen. Doch an seinem dritten Arbeitstag tauchte er nicht in der Galerie auf. Empört meldete sich Keller im Saxerriet und schrieb in forderndem Ton an Markus Notter, wie das zu verstehen sei. Man habe doch einen Arbeitsvertrag, die Galerie sei auf den Mitarbeiter angewiesen. «Ich erwarte Herrn Tschanun morgen früh bei uns an der Weinbergstrasse. Für mich sind Sie vertragsbrüchig geworden, oder haben Sie den

Vertrag unter falschen Voraussetzungen unterschrieben? Ich bitte um schriftliche Aufklärung, nicht telefonische, falls es zu einer rechtlichen Auseinandersetzung kommen sollte.» Die Antwort musste er zu diesem Zeitpunkt schon von Tschanun vernommen haben: Die Strafanstalt hatte die Stelle voreilig organisiert, noch bevor das Verfahren für Tschanuns Halfreiheit durchgeführt worden war.

Es gab dabei ein grundsätzliches Problem. An einer sofort einberufenen internen Sitzung machte Notter unmissverständlich klar, was der eigentliche Grund für den Abbruch war: Dass Tschanun einfach so wieder mitten in Zürich arbeite, komme nicht infrage. Das verbiete sich aus Respekt vor den Opfern und ihren Hinterbliebenen. Walter Keller war da aber anderer Ansicht. Er schrieb Briefe an Notter, beharrte auf dem Arbeitsvertrag, appellierte an die Menschlichkeit. Er vertraue Tschanun, schrieb er, er habe lange Gespräche mit seiner Seelsorgerin geführt und sein Engagement sorgfältig abgewogen. Tschanun passe zu Scalo. «Erstens, weil er sich durch sein Verständnis für Kunst und seine handwerkliche Geschicklichkeit eignet. Zweitens, weil jeder Mensch eine zweite Chance verdient.»

Auch Keller denkt kaum an die Opfer, als er an Notter schreibt: «Warum kann man nicht alle um einen Tisch versammeln, warum kann ich nicht vor dem entsprechenden Gremium vorsprechen und angehört werden? (...) Herr Tschanun ist unser Mitarbeiter geworden. Auch menschlich sozial im Sinne des Vertrauens in die Rehabilitation finde ich den Vorgang für ihn, der ja jetzt lange gebüsst hat, nicht gut. Oder verfügen Sie über Informationen, die ich nicht kenne?» Er plädiert vergeblich.

Notter lässt sich nicht beirren. Zu viele Fehler sind beim Umgang mit den Opfern bereits gemacht worden. Vor Tschanuns bedingter Entlassung hatte sein Amt mit der Information an die Opfer-Hinterbliebenen so lange zugewartet, dass einige davon aus der Zeitung erfahren mussten. Schon bevor es so weit war, hatten einzelne sich in erzürnten Briefen an den Regierungsrat gewandt. Die Wunden seien noch längst nicht verheilt, man fürchte Tschanun immer noch. Auch gab es Streit um Wiedergutmachungszahlungen, die der Kanton Zürich verweigerte. Einen weiteren Skandal will Notter sich nicht leisten.

Tschanun fühlt sich nach dem Abbruch seines Engagements bei Scalo einmal mehr schikaniert, wie aus einem Schreiben hervorgeht, das er direkt an Regierungsrat Notter sendet: Das Argument mit dem Verfahrensmangel sei vorgeschoben, der Grund für den Abbruch seines Engagements politisch. Weil es «nicht zumutbar ist, mir in Zürich zu begegnen. Das kann ich, wenn ich mich in die Zürcher Optik versetze, zur Kenntnis nehmen. Nicht akzeptabel aber erscheint mir das Manöver, das den Ab-

Illustrator: Meik Thaimann



**Der Regisseur**

Cihan Inan  
verfilmte 2010  
die Tat: Die  
Tschanun-Figur  
spricht darin nur  
einen einzigen Satz:  
«Es geht nicht  
anders»

Foto: Urs Baumann/BZ

**Ohne Grabstein**

Tschanun wurde im  
Gemeinschaftsgrab  
des Friedhofs von  
Losone beigesetzt

Foto: Samuel Golay/TH-Press

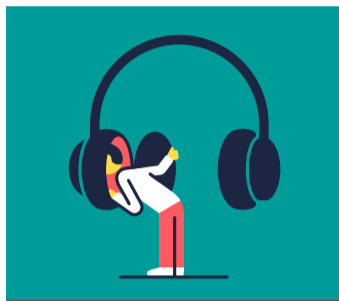


bruchgrund nicht beim Namen nennt und einfach rückwirkend die Gültigkeit anderer Regeln deklariert. (...) Dieses Manöver entbehrt für mich der inneren Wahrhaftigkeit.» Seine Einschätzung trifft zu – doch Verständnis für die Situation der Opfer kann Tschanun nach wie vor nicht entwickeln.

Einmal mehr sind für Tschanun die anderen schuld: «Ich kann ohne jedes Problem in Zürich arbeiten, weil ich mich mit meiner Tat auseinandergesetzt habe, wie das von mir verlangt wurde. Offenbar vermag das politische Zürich mit dieser Tatsache nicht zu leben. Obwohl weder ich und der Scalo-Verlag etwas dafür können, dass es ein Missverständnis gab, werden die Folgen nun auf uns gelenkt.» Nur auf einen lässt er damals nichts kommen: Walter Keller. Ihn hält er für einen «herausragenden Humanisten, eine Qualität, von der

Wirtschaft und Politik rapide Abschied nehmen». Das euphorische Urteil hat keinen Bestand über den Moment hinaus.

Nach Jahren der Funkstille erkundigt sich Keller 2007 in einem Mail an Tschanun nach dessen Befinden. Der reagiert höchst missverständlich. Zufällig hat er zu diesem Zeitpunkt von Plänen für einen SRF-Film über seine Tat erfahren. Und glaubt, Keller melde sich sicher deswegen. Als der Galerist es 2008 noch einmal versucht – diesmal zeitgleich zum Bekanntwerden der Pläne zum Film «Amok» –, ist für Tschanun der Fall klar. Das kann kein Zufall sein, Keller muss bei beiden Projekten die Hand im Spiel haben. Er vermutet Verrat und ist schwer gekränkt. «Ich bin wohl der Illusion erlegen, dass die Verbindung zu Keller auch eine persönliche ist.» Er wird sich nie wieder bei Keller melden.



Podcast  
**«Apropos»**

Hören Sie hier den zweiteiligen Podcast zum Fall Günther Tschanun auf [tagesanzeiger.ch/apropos](https://tagesanzeiger.ch/apropos)

Sühne sei «eine Frage der innerethischen Haltung», sagte Tschanun alias Trentinaglia seiner Bewährungshelferin Brändli. Sicher ist, dass er die Tat bereute und Schuld empfand, wie er seinen Psychiatern und der Seelsorgerin erzählte. Doch er war auch in einer Sackgasse. Nur einmal versuchte er in Kontakt mit dem überlebenden Opfer zu treten. Er schrieb, dass er sich nicht erklären könne, dass es ihm sehr leid tue. Dass er sich vorbehaltlos über seine Genesung freue. Als keine Antwort kam, liess er es dabei bewenden.

Dennoch suchte er bis zum Schluss immer auch nach Sündenböcken: seine Untergebenen und die strukturelle Gewalt waren Schuld, dann wurde er Opfer des Strafvollzugs, schliesslich der Presse und der Sonderdienste, die seine Reintegration begleiteten. Nach seiner Haft erwartete er, ein nor-

males, unbehelligtes Leben führen zu können, wenn schon nicht als Tschanun, dann als Trentinaglia.

Dass das möglich wurde, ist dem ebenso professionellen wie einfühlsamen Engagement seiner Bewährungshelferin zu verdanken. Bis zu ihrem Ausscheiden aus den Vollzugsdiensten war sie ihm eine Stütze und wohl die einzige Person bei den Behörden, der er wirklich vertraute. Am 19. Dezember 2012 schreibt Brändli Tschanun, sie werde ihre Stelle in den Vollzugsdiensten verlassen, und gibt ihm ihren Nachfolger an. Das letzte Schreiben von Tschanun an den Justizvollzug datiert vom 13. Januar 2013. Es ist an Brändlis Nachfolger adressiert und teilt mit, dass er ihren Abgang zur Kenntnis nimmt – und sehr bedauert. Sie sei nicht nur sehr kompetent, sondern im Amt auch eine der seltenen Konstanten gewesen. Sie habe immer

die berufliche Distanz gewahrt, sei zugleich aber ein «ehrlicher Makler für die berechtigten Interessen ihrer Klienten» gewesen. «Und mit schnellem Schritt auf der Strasse blieb kein Hut leer, an dem sie vorüberging.» Der Brief wird Tschanuns letzter Kontakt zu den Zürcher Behörden sein.

Am Abend des 25. Februar verunfallt er auf dem Heimweg seiner täglichen Velotour bei der Maggia-Brücke in Losone. Am 6. März verabschieden sich Freunde, Nachbarn und Bekannte in der Kirche San Lorenzo in Losone «in tiefer Dankbarkeit und Liebe» von ihm. Er wird im Gemeinschaftsgrab auf dem Friedhof in Losone bestattet. Weder ein Grabstein noch eine Gedenktafel erinnern an den verklärten Mörder.

Lesen Sie die ganze Geschichte unter [www.tagesanzeiger.ch](https://www.tagesanzeiger.ch)

Anzeige

# NEW SUZUKI GENERATION

## HYBRID

**NEW SUZUKI IGNIS HYBRID**

BEREITS FÜR **Fr. 18 490.-**  
ODER AB **Fr. 119.-/MONAT**



**NEW SUZUKI SWIFT HYBRID**

BEREITS FÜR **Fr. 18 990.-**  
ODER AB **Fr. 122.-/MONAT**



**NEW SUZUKI SX4 S-CROSS HYBRID 4x4**

BEREITS FÜR **Fr. 27 990.-**  
ODER AB **Fr. 179.-/MONAT**



**NEW SUZUKI VITARA HYBRID 4x4**

BEREITS FÜR **Fr. 28 490.-**  
ODER AB **Fr. 219.-/MONAT**



**40** Jahre ans anni onns **JETZT MIT JUBILÄUMS-KUNDENVORTEIL VON BIS ZU Fr. 1 710.-**

Fr. 1 460.- Preisvorteil für Ignis Hybrid und Swift Hybrid, Fr. 1 710.- Preisvorteil für SX4 S-Cross Hybrid und Vitara Hybrid

**SUZUKI FAHREN, TREIBSTOFF SPAREN:** New Suzuki Ignis Generation Hybrid, 5-Gang manuell, Fr. 18 490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.0l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 112 g/km; New Suzuki Swift Generation Hybrid, 5-Gang manuell, Fr. 18 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 4.7l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 106 g/km; New Suzuki SX4 S-CROSS Generation Hybrid 4x4, 6-Gang manuell, Fr. 27 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 6.1l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 136 g/km; New Suzuki Vitara Generation Hybrid, 6-Gang manuell, Fr. 28 490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 6.1l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 136 g/km; **Hauptbild:** New Suzuki Ignis Generation Hybrid Top Automat, Fr. 22 490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.4l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 122 g/km; New Suzuki Swift Generation Hybrid Top Automat, Fr. 22 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.1l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 115 g/km; New Suzuki SX4 S-CROSS Generation Hybrid Top 4x4, 6-Gang manuell, Fr. 31 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 6.1l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 136 g/km; New Suzuki Vitara Generation Hybrid Top 4x4, 6-Gang manuell, Fr. 32 490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 6.1l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 136 g/km. Limitierte Sonderserie, nur solange Vorrat.

**Leasing-Konditionen:** 24 Monate Laufzeit, 10 000 km pro Jahr, effektiver Jahreszins 0.4 %. Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung: 30 % vom Nettverkaufspreis. Der Leasing-Zinssatz ist an die Laufzeit gebunden. Ihr offizieller Suzuki Fachhändler unterbreitet Ihnen gerne ein individuell auf Sie zugeschnittenes Leasing-Angebot für den Suzuki Ihrer Wahl. Leasing-Partner ist die MultiLease AG. **Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.**

**5 JAHRE** SUZUKI GARANTIE AUF ALLE ZUSATZMODELLE GENERATION HYBRID **PREMIUM**



**Die kompakte Nr. 1**

**Way of Life!**

[www.suzuki.ch](https://www.suzuki.ch)